

dieses scheint mir die unerläßliche goldene Mitte zu sein zwischen der Über- und Unterschätzung der eigenen Möglichkeiten sowie zwischen der Nichtbeachtung der Grenzen und der Kapitulation vor ihnen.

Rudolf Schmid, Luzern

Heute gängigen Grundrichtungen widerleben!

Von der Schriftleitung nach einer Reaktion auf den Beitrag von Bernhard Honsel „Die Freude am Beruf des Seelsorgers erhalten oder wiedergewinnen“ gefragt, kann ich den Überlegungen nur dankbar zustimmen. Aus eigener Erfahrung möchte ich höchstens drei Felder ergänzen oder verdeutlichend ansprechen; denn es gilt m. E. als Seelsorger auch heute gängigen Grundrichtungen zu widerleben (nicht bloß widersprechen!), wenn wir unsere Freude am Beruf erhalten wollen.

Wie Honsel erwähnt, verlieren manche Seelsorger ihre Freude unter der Last der Überforderung. Eine vernünftige Einteilung ist ohne Zweifel erstes Gebot. Überdies scheint es mir von Nöten, die positive Seite dabei nicht zu übersehen. Wer darum weiß, wie viele Menschen schwer daran tragen, daß man sie nicht braucht, daß sie nicht gefragt sind, vermag wohl leichter nicht bloß die *Überforderung* zu sehen, sondern auch die *Herausforderung* dankbar anzunehmen. Allerdings muß er sich freizumachen versuchen, von der gängigen Vorstellung, Forderungen der Mitmenschen schränken bloß die eigene Freiheit ein.

Ein zweiter Feind der Freude ist die weitverbreitete, aber tödliche Vorstellung, Alltägliches sei selbstverständlich. Wer seinen Alltag als Seelsorger überschaut, und nicht bloß registriert, wo jemand auf die Hühneraugen tritt, lernt dankbar staunen, daß Menschen da sind, die mit bereitwilliger Selbstverständlichkeit zusammenarbeiten und im Gebet stützen. Dankbares Staunen ist Wurzelgrund der Freude.

Schließlich wird auch der Seelsorger darauf zu achten haben, daß er vom Schlagwort der Selbstentfaltung nicht erschlagen wird. Wer wählt, läßt Gutes bei Seite, weil ihm etwas anderes wichtig ist. Freude oh-

ne Sorgfalt, daß das Wichtigere wichtig und bedeutsam *bleibt*, gibt es nicht. Dann erschüttern auch die Vorstellungen, etwas verpaßt zu haben, nicht. Die Meinung, alles haben zu müssen, verhilft zur Unersättlichkeit, nicht zur Freude, läßt zum Hansdampf in allen Gassen werden und beraubt uns der Möglichkeit, uns wirklich zu entfalten, wo wir leben — und wo wir glauben dürfen, von Gott hingestellt und geführt zu sein.

Wie erwähnt, so denkt „man“ nicht; aber ich sehe darin einen alternativen Lebensstil, der zwar keine Schlagzeilen macht, aber deswegen nicht weniger in der Linie Christi liegt und einem Seelsorger wohl ansteht. Jedenfalls fällt so das doppelte Ja auf die Fragen des Studenten nicht schwer.

Hans Wagenhammer, Passau

Die mitvollzogene Erneuerung der Kirche als ein Grund der Freude

Die Frage, ob man nach Jahren und Jahrzehnten noch Freude an der Seelsorge haben kann, treibt wohl alle Theologiestudenten um. Zu oft begegnen ihnen gehetzt und verdrossen wirkende Priester. Deshalb ist das Bekenntnis von Pfarrer Honsel, daß er trotz aller Krisen und Konflikte sich seines Berufes freut, eine echte Wohltat.

Die Schlußbemerkung, er habe nach dem langen Gespräch mit dem Studenten das „noch“ in ein „wieder“ verwandelt, wirkt freilich etwas irritierend. Aber sie ist doch recht einsichtig. So ergeht es einem, der sich auf ein solches Gespräch einläßt. Da drängt sich zunächst Ärger und Lästiges auf, langsamer zeigt sich das meist selbstverständlich hingenommene Schöne, und so stellt sich schließlich Freude neu ein. Das praktizierte Ja wird wieder reflektierter und echter gerade auf dem Hintergrund der Unannehmlichkeiten.

Pfarrer Honsel schreibt davon in beeindruckender Ehrlichkeit. Dabei fällt mir auf, daß er offensichtlich mit den Neuerungen des Konzils und der Synode, die ja nicht nur Erwartungen enttäuscht, sondern manchem zu viel beschert haben, keine Schwierigkeiten hatte. Dies verdient eine besondere Erwähnung. Bei 27 Berufsjahren hat-